

Erzählung von Wilhelm Berger.

Ich habe heute meinen alten Freund Weidner zu Grabe geleitet.

Es war ihm gut gegangen in seinen jungen Jahren, meinem Freund Weidner, zu gut vielleicht. Alles schlug ihm ein, und als er schließlich eine heiliggeliebte Frau in sein Haus führte, da schien ihm sein Glück auf Erden vollkommen zu sein. Nach Jahresfrist indes starb diese Frau, nachdem sie einem Kinde das Leben gegeben hatte. Nie habe ich einen Menschen so fassungslos gesehen, als Weidner bei diesem Todesfall war.

Nach mehreren Wochen stillen Bräutens sagte Weidner die Zee, er werde in der Fremde sein altes Selbst wiederfinden; hinaus in die Welt wollte er, je weiter, desto besser. In jener Zeit flog die erste Kunde von den ersten Goldfunden in Californien von Ohr zu Ohr und weckte Hüten und Drängen in Tausenden die Vier nach Gewinn.

Zu meiner Bestürzung erklärte Weidner, auch er wolle sich nach dem Goldlande begeben. Vergeblich stellte ich ihm vor, daß seine Körperkräfte den Beschwerden eines Lebens in der Wildnis, verbunden mit harter Arbeit, nicht gewachsen seien; er ließ sich durch keinerlei Gründe von seinem Vorhaben abbringen. Mir überließ er, seine Angelegenheiten zu ordnen, und schiffte sich mit wohnsüchtiger Hast ein, ohne nach seinem Kinde gefragt zu haben.

Ich selbst hatte damals eben einen bescheidenen Hausstand gegründet. Mein liebes Weib nahm das kleine Wesen, welches uns der zerrüttete Freund zurückgelassen, mit stiller Zune in ihrem Herzen auf. Und als dann Jahr auf Jahr verging, ohne daß uns eigene Kinder bescheidet wurden, blieb sie zufrieden in dem Besitze des einen, welches das übrige geworden war durch die liebevolle Nachsicht der Sorge.

Meinen Freund Weidner hatte ich — ich weiß nicht, wie ich dazu kam — als einen für immer Verlorenen angesehen, schon als er Abschied nahm. Er meldete mir freilich in einigen Zeilen seine Ankunft; auch schrieb er in langen Zwischenräumen noch ein paar Mal wieder, immer aus einem anderen Orte, dann aber verstummte er. Nun zweifelte ich nicht mehr daran, daß mein unglücklicher Freund in dem fernem, wilden Lande ein frühzeitiges Ende gefunden habe.

Helene wuchs heran als unser vielgeliebtes Kind, das uns Niemand streitig machen konnte. Erst nach ihrer Konfirmation erfuhr sie aus meinem Munde, daß sie uns nicht durch die Bande des Blutes angehöre.

Ganz still hörte Helene meine Erzählung an. Als ich damit zu Ende war, ahmete sie tief auf. Mit gefalteten Händen, die Augen feucht von langsam vordringenden Thränen, sagte sie: „Gott sei Dank, daß dies alles ist. Ich fürchte schon, ich sollte aufstehen, euer Kind zu sein. Es wäre mein Tod gewesen — gewiß!“ Sie schauerte zusammen; dann warf sie sich an meinen Hals. „Es ist nicht wahr, es soll nicht wahr sein!“ rief sie leidenschaftlich aus. „Ich kann Niemand lieben als euch, Niemand als euch will ich angehören. Ihr seid meine Eltern, ihr bleibt meine Eltern — komme, was da will, Niemand lasse ich euch, niemals!“

Ein jenem Tage hatte unsere Liebe gleichsam eine höhere Weiße empfangen; es war uns allen, als ob wir jetzt noch inniger uns aneinander schließen mühten als ebendem. Hin und wieder schien eine plötzliche Angigkeit über Helene zu kommen. Einmal fragte ich sie bei solcher Gelegenheit, was sie beunruhige. — Ernsthaft erwiderte sie: „Es könnte doch sein, daß er“ — sie nannte ihren Vater nicht anders — „daß er krank läge mitten in dem wilden Lande, und wir hörten davon. Mühte sie dann nicht zu ihm reisen, um ihn zu pflegen?“ — Sie wollte nicht darauf glauben, daß er tot sei. „Ihr werdet sehen“, sagte sie, „daß er lebt, daß er sich auf einmal, wenn es ihm gut geht, wieder an die Heimath erinnert. Und auch vielleicht an mich. Dann wird er kommen und Liebe von mir verlangen, und ich habe ihm keine zu geben. Er wird unglücklich sein, und ich werde ihm doch nicht helfen können, da ich nichts in meinem Herzen für ihn fühle.“

Helene hatte recht: ihr Vater lebte. Eines Morgens kam ein Bursche aus einem Gasthause dritten Ranges zu mir mit der lakonischen Bestellung, Herr Weidner sei dort und wüünsche mich zu sehen. Ich mußte mir den Namen wiederhören lassen, ehe ich meinen Ohren traute. Dann unterrichtete ich meine Frau, ihr überlassend, Helene vorzubereiten, und ging mit beunruhigtem Gemüthe zu dem bezeichneten Hause. — Ein alter Mann in groben Kleidern kam mir zaghaft entgegen. Er sei Weidner, versicherte er mit einem melancholischen Lächeln, als ich ihn betreffen anstarrte. Ich drückte ihm die harte Hand, die er mir schon entgegenstreckte. „Ja, ja“, sagte er seufzend, „die achtzehn Jahre haben mich arg mitgenommen.“ — Das hatten sie in der

# Sonntags-Blatt

## Beilage des „Nebraska Staats-Anzeiger und Herold“.

J. P. Windolph, Herausgeber.

Grand Island, Nebr., den 18. Juli 1902.

Jahrgang 22. No. 46

That! Er war nur noch eine Ruine, der arme Weidner; verfallen, verwitert, verwaist.

Mit Schreden dachte ich daran, daß ich Helene diesen Vater zuführen mußte. Er begann wieder mit seiner eintönigen, müden Stimme: „Du hast dich besser gehalten als ich; es muß dir recht gut gegangen sein.“

Verlegen stand ich ihm gegenüber. „Du fragst nicht nach deiner Tochter?“ sagte ich und bemühte mich, einen heiteren Ton anzuschlagen. Weidner sah mich nicht an, als er langsam antwortete: „Es ist ihrtuegen, daß ich hierher gekommen bin. Aber lästig fallen will ich Niemand, auch ihr nicht. Ich passe nicht mehr hierher; zu euch nicht, zu ihr nicht. Sie wird glauben, ich sei tot; dabei mag sie bleiben. Nur einmal sehen möchte ich sie. Versteht mich recht: aus der Ferne, wie ein Fremder. Mehr verdient ich auch nicht. Dann geh' ich wieder zurück, wohin ich gehöre. Und deshalb hab' ich dich rufen lassen; du sollst mir dazu behilflich sein. Weiter verlang' ich nichts.“

„Nein, nein!“ rief ich aus. Zu solch einer unnatürlichen Entfagung biete ich die Hand nicht! Du kommst mit mir — soogleich! Helene erwartet dich!“ — Leise vor sich hin wiederholte Weidner den Namen. „Also Helene heißt sie“, sagte er mit zuckenden Lippen. „Ich hätte es mir denken können. Du meinst es gut mit mir, Rudolf, aber es geht nicht. Weist du: ich bin zum Paria geworden, und wer mich beschützt, wird unrein. Und wenn ich's jeht bedenk: ich hätte bleiben sollen, wo ich war. Aber es kam mit einem Male über mich und ließ mich keine Ruhe; ich wäre krank geworden, wenn ich länger widerstanden hätte. Und jetzt Rudolf, ich will dir's nur gestehen: ich fürchte mich vor meinem Kinde.“

Ich nahm Weidners Arm und zog ihn mit mir. „Du bist nämlich, alter Freund!“ rief ich und zwang mich, zu lachen. „Wenn ihr euch erst kennen gelernt habt, du und Helene, so nach ein paar Tagen — natürlich woohnt du bei mir — dann werdet ihr ein Herz und eine Seele sein.“ — Er mußte fühlen, daß ich gegen meine Ueberezeugung sprach.

Als wir vor meinem Hause angekommen waren, warf ich einen raschen Blick nach den Fenstern des Wohnzimmers. Helene lauachte hinter der Gardine; undeutlich, wie ich ihre Züge sah, glaube ich doch den Ausdruck eines starrten Schreckens darin zu erkennen. Rasch eilte ich die Treppe hinauf mit der Empfindung, als müßte ich dem lieben Kinde noch einmal versichern, daß sie uns auch weiter angehören solle, allen Vätern zum Trost. „Nimm mich mit.“ — seufzte Weidner hinter mir. Da mußte ich eben bleiben und ihn erwarten. Drinnen stand Helene in der Mitte des Zimmers, mit der linken Hand auf einen Tisch gestützt, dicht hinter ihr meine Frau mit versträubten Armen, trotzig ausschauend wie eine Löwin, der man ihr Junges rauben will. „Hier bringe ich dir deinen wirklichen Vater, Helene“, zwang ich mich, in einem Tone zu sagen, der ermutigend klingen sollte. Dann trat ich zur Seite und überließ es Weidner, die Spannung zu lösen. Helene schauerte zusammen; sie wandte sich ab und warf sich meiner Frau in die Arme. „Er ist es nicht“, höhnte sie, „ich weiß nichts von ihm.“

Weidner seufzte und nickte ein paar Mal langsam mit dem Kopfe, etwas vor sich hinhinmelnd, das ich nicht verstehen. Dann redete er mich an, seine Stimme klang hoch und heiser. „Du habe mehr erreicht als ich wollte“, sagte er: „ich danke dir, Rudolf.“ Leiser setzte er hinzu: „Der Himmel hat sich über mich geöffnet, und ich habe einen seiner Engel gesehen. Er wird allezeit bei mir bleiben, denn hier habe ich ihn aufgenommen.“ In seiner sinnlichen Weise drückte er die Hände gegen die Brust und machte einen Schritt gegen die Thür. „Wo willst du hin?“ rief ich bestürzt. — „Zurück, woher ich gekommen bin“, antwortete er in einem Tone, als ob dies selbstverständlich sei. Ungewiß, ob ich ihn zu halten versuchen, ob ich ihn gehen lassen sollte, Mädchen stand in heftigem Kampfe. Es zuckte um ihre Lippen; in ihren Augen schimmerte es feucht. Schon hatte Weidner die Thür geöffnet, schon hatten seine schweren Füße im Hinausgehen die Schwelle gestreift — da wand es sich aus ihrer Brust empor, das entscheidende Wort und klang wie himmlische Musik in des Scheidenden Ohr, das Wort „Vater!“ — Er hemmte seine Schritte und drehte sich langsam um. Noch zweifelte er daran, ob er

wirklich gemeint sei; fragend blickte er mich an, ob nicht etwa mit der Zurückgelte. Ich lenkte seine Augen auf Helene, die ihm tapfer die Hände entgegenstreckte. Schwankend kam er zurück in das Zimmer, einen unartikulierten Laut ausstöhnend, der wie ein verhaltenes Jauchzen klang. Noch aber hatte er seine Tochter nicht erreicht, als er ohnmächtig zusammenbrach. ...

Ich ließ Weidners Gepäc vom Gasthause holen. Ein Sad von geistlichen Leinen, wie ihn die Matrosen mit sich führen, barg all seine Habe! Dennoch war er nicht gerade arm; in einem halberfüllten Topfsack trug er in Banknoten eine nicht unansehnliche Summe bei sich. Ich unterrichtete den Hausarzt von der Ankunft Weidners, dessen er sich noch von früher her erinnerte, erzählte ihm von seinem muthmaßlichen Schicksal und daß ihn, das sichtlich niedrig brennende Feuer seines Lebens, wenn möglich, durch die Mittel der Wissenschaft zur hellen Flamme anzufachen. Am nächsten Morgen, nachdem der Arzt den noch immer äußerlich Ermatteten besucht und soweit es thunlich war, ausgefragt hatte, berichtete er mir, daß Weidners Lebenskraft durch ein Uebermaß von körperlicher Arbeit, verbunden mit Entbehrungen aller Art, aufgerieben sei. Er werde bald zur ewigen Ruhe eingehen. Vor Helene verheimlichte ich die Befürchtungen des Arztes; sie hatte die Pflege des Kranken übernommen und widmete ihm alle ihre Zeit. Nur flüchtig sahen wir sie allein in dieser Zeit, meine Frau und ich. „Ihr wisst nicht“, sagte sie mehrmals, „was für ein armer guter Mensch er ist.“ Alles hat er mir erzählt, was er erduldet hat, von dem Tode meiner Mutter an. Und er klagt nicht; er spricht von sich wie von einer andern Person. Dann sagt er, er sei glücklich jetzt, unglücklich glücklich. Ich muß es ihm glauben, wenn ich's gleich nicht begreifen kann.“

Aber der Körnelin in Papa Weidners — so nannte sie ihn — Sanduhr waren nur noch wenige und das legte dann bald herab. Eines Abends, als eben die untergegangene Sonne noch rosig in den Wolken nachglühlte, rief uns Helene. „Er ist so wunderbar“, flüsterte sie mir zu, als ich in Weidners Zimmer trat; „es ist ein geheimes Grauen in mir, das ich nicht bannen kann. Sieh nur — was ist mit ihm?“

Der Sterbende hatte sein Gesicht zugewandt; es war wieder das Gesicht meines alten Freundes, mit dem er uns vor achtzehn Jahren verlassen hatte, trotz der grauen Haare, trotz des emblemtischen Bartes. „Ich komme, mein Weib!“ rief er heftig hervor. Dann richtete er sich plötzlich auf. „Helene!“ rief er mit lauter Stimme und breitete seine Arme aus. Schon aber, als das Mädchen ihn erreichte, war er in die Kissen zurückgesunken, und der Todte empfing den ersten und letzten Kuß seines Kindes.

### Das Siebenunddreißigste.

Mit einem unwillkürlichen „Alle Achtung!“ lesen wir in der „Bohemia“ folgenden Bericht aus Böhmen im Erzgebirge über reichen Kinderlegen: „Dem hiesigen, im 69. Lebensjahre stehenden Inwohner, Herrn Josef Ströber, wurde heute das 37. Kind, ein Mädchen geboren. Herr Ströber ist zum dritten Male verheiratet. Seine erste Frau beglückte ihn in 17-jähriger Ehe mit 13 Kindern, 10 Knaben, 3 Mädchen, auch einmal mit Zwillingen, seine zweite Frau in 12-jähriger Ehe mit 12 Kindern, 8 Knaben, 4 Mädchen, und seine dritte Ehegattin ebenfalls mit 12 Kindern, 6 Knaben und 6 Mädchen. Von diesen 37 Kindern befinden sich 10 am Leben. Herr Ströber ist mit Glücksgütern nicht sehr reichlich gesegnet und sah sich infolge Krankheit auch genöthigt, seine beste Ackermaquete, die Aufsicht und das Ackerfeld von Gimpeln, aufzugeben. In früheren Jahren bereiste Herr Ströber sowohl die Hauptstädte der österrödischen Länder, als auch die des Auslandes, und verkaufte seine abgerichteten Böckel.“

### Nachrichten.

Postbote: „Weshalb schreiben Sie denn auf den Brief „Abgabe vermeigert“? Es muß doch heißen „Annahme vermeigert“!“

Remter: „Ach, ich sehe ja, er ist von meinem Neffen.“

### Unter Nath.

Opernsängerin (zum Kritiker): „Nachdem ich Ihnen einige Proben meiner Kunst gegeben — zu welcher Partie würden Sie mir rathen?“

Kritiker: „Wenn Sie ein reicher und ehrlicher Mann um Ihre Hand bitten dann sagen Sie „ja!““

### Auswanderer.

Von Hans Döwals.

Eine moderne Karawanserei — das ist der erste Eindruck, den der Fremde von Bremen erhält. Wer zum erstenmal vom Bahnhof aus hineingeht in die alte Hansestadt, der sieht fast nichts als Gasthäuser, Hotels in feinstem, vornehmsten Stil, gute, solide, bürgerliche Gasthäuser und einfache Volks- = Herbergen, Massenlogements. Zwischen diesen Häusern haben sich Agenten für das „Zwischenbedgeschäft“ niedergelassen. Jeder kleine Raum neben den hohen Glasfenstern der Kontorräume ist mit hohen Buchstaben bemalt. Fast alle Bölder Mittel- und Osteuropas finden dort ihre Sprache wieder — hier im Nordwesten Deutschlands, hier im reinsten, deutschlichen Winkel des Deutschen Reichs, im Land der Friesen. Da stehen stehische Worte neben ungarischen, slowakische neben rumänischen, und auch die merkwürdigen Buchstaben der Russen mit ihren halbasiatischen Linien sind da schwarz auf weiß angebracht — als sei hier die Stelle, wo alle Sprachen Babels verstanden würden.

Auch die Menschen, die sich durch die Straßen bewegen, sind so ein buntes Gemisch aus aller Herren Ländern, sind ein Zeichen von dem Charakter Bremens. Da geben Gruppen, in denen die kurze Jacke der Slowenen und Ungarn, ihre kleinen runden Hüte und die Studentenfische die Mehrzahl bilden. Drüben, vor dem Schaufenster voller bunter Ausstattungen, steht ein Mann im hellen Schafspelz. Seine vielen kleinen schwarzen Zöpfe fallen herab auf das wollige Fell — ein Schäfer, ein Ditt aus der Wallachei in seiner unerschrockenen Urtacht. Das Weib, das neben ihm steht und die blante Auslage anhaunt, ist nicht weniger echt. Ihre Füße stecken in hohen, bernen Schaffstiebeln, ihre bunte, kauschigen Röcke sind grell bezeit, das niedrige, trachige Gesicht ist von schwarzem, strähmigen Haar umgeben.

Auf den Bänken vor den Bureaus der Agenten sitzen Mädchen, deren Halsketten verrathen, daß sie etwa aus dem polnischen Schlesien stammen. Aber ihre bunten Kostüme, ihre weiten Röden und bunten Kleider deuten, daß sie noch weit entfernt leben von der Tyrannie der Mode, daß sie in völlig ländlicher Schlichtheit aufgewachsen sind.

Aus einem der Häuser kommen hochgemachte Burshen, die weißen Baumwollhosen in die Stiefel gestopft, eine flache, graue Schirm-Mütze auf dem turzgeschorenen, ründlichen blonden Schädel und den Oberkörper in einer Art Litenka: Russen, die ihr Letztes verkauft und ihre Wolleketten verlassen haben, weil sie nicht, wie so viele ihrer Nachbarn, zu Grunde gehen wollten, und weil es sie verlorst nach einem Land, in dem man nicht einen Augenblick ausbehalten haben muß in dem man auch nicht wegen allerhand Verbrechen nach den eiligen Ebenen Sibiriens verbannt werden kann.

Sie alle, diese Ueberzähligen und auf ein besseres Los Hoffenden sind heiter und voll Freude in den Tagen, da sie in Bremen auf die Abfahrt des Schiffs warten, das sie nach der neuen Welt bringen soll. Sie sind nicht betrübt, daß sie ihre Heimath hinter sich haben; sie meinen nicht, daß sie die letzten Stunden auf dem heimathlichen Erdtheil verbringen. Nein, sie sind alle voll Selbstgefühl und Ungebul, voll Zufriedenheit, etwas erwarten zu können.

Dieser Frohsinn begleitet die Auswanderer bei allen Formalitäten, die sie noch vor dem Betreten des Dampfers zu erlebigen haben. Selbst bei dem sie mit dem sonst von ihnen mit einer gewissen Furcht angesehenen Arzt in Berührung kommen, verlieren sie nicht ganz ihre fröhliche Stimmung. — Dieses Impfen ist von den amerikanischen Behörden für jeden europäischen Auswanderer vorgeschrieben. Bei dieser Gelegenheit werden zugleich sämtliche Auswanderer auf ihren Gesundheitszustand untersucht. Da jeder seinen Arm entblößen und dem Arzt hinrecken muß, braucht der Impfende dem Geimpften nur noch schmerz in die Augen zu sehen, um zu wissen, ob er ihn zurückhalten muß oder ob er ihn hindurchlassen kann durch das entsprechende Neg, das von der großen Zahl der Auswanderer von den Behörden gezogen worden ist.

Es ist schon ein gesiebtes Material, das in die Impfräume gelassen wird. Aber hier wird es noch einmal scharf gefischt. Die Augen der Aerzte beschreiben jeden, als wollten sie durch ihn hindurchsehen, und wenn er vor ihnen bekanden, rufen sie dem der Impfung beimwohnenden Beamten vom amerikanischen Consulat eine verabredete Nummer zu.

Meist ist es die gleiche Nummer, das Zeichen, daß der Untersuchte am nächsten Tag das Schiff betreten darf. Bei den Männern kommt es überhaupt fast

gar nicht vor, daß einer zurückgewiesen wird. Was da seinen Arm, seinen Oberkörper entblößt, ist edelste Kraft, nichts als Muskel und sehnige Stärke, Körper wie aus Stahl geformt, prachtvolle Sinnbilder der Arbeit. Amerika kann sich zu diesem immerwährenden Ruftrom klarer Städte und gejuner Kraft nur beglückwünschen.

Bei den Frauen, die zusammen mit den Kindern und gewöhnlich vor den Männern geimpft werden, kommt es schon öfter vor, daß diese oder jene abgewiesen wird. Da sieht man nicht viel solche tadellosen, erfreuenden Gestalten wie bei den Männern. Die Frauen sind nicht von der Arbeit bereizelt und verhöfot worden. Ein Uebermaß von Thätigkeit hat ihre Schönheit abgestreift, sie vermindert. Manche bleichen, sorgenvollen Gesichter schauen ängstlich aus den Vorzimmer hinein in den Untersuchungsraum, der in der Ueberzähligkeit unheimlich am Bahnhof liegt. Aber die vielen Kinder bringen mit ihrem Frohsinn auch hier Heiterkeit und Lebhaftigkeit hinein.

Am Morgen nach der Impfung der letzten für einen Dampfer des Norddeutschen Lloyd bestimmten Zwischenbeder gehen vom Bremer Hauptbahnhof Sonderzüge mit den Passagieren nach Bremerhaven ab, wo der bereits angeheizte Dampfer auf sie wartet. — Mit Sad und Pack, mit Kind und Kegel klettert die „Zwischenbeder“ hinein in die Wagen. Die meisten überlassen sich auf der kurzen Strecke noch einem kurzen Schlaf.

In Bremerhaven wird alles unruhig. Mit den Bündeln und Kisten in der Hand, die Kinder an den Rockschößen, laufen sie wie durcheinander. Es ist nicht so leicht, in dieses Gewirr der Bölder und Sprachen Ordnung hineinzubringen. Eine ganze Menge Wärter müssen hinspringen und die Menschenmügel entwirren. Und rasch muß das gehen. Jede Minute ist kostbar. Die Fluth geht in einer Viertelstunde zurück, und bis dahin muß der Dampfer hin aus sein auf die offene See. Vorher müssen die Auswanderer aber erst noch die Kollammer passiren. Und ihre Fahr- und Gesundheitschein müssen auch noch untersucht werden. Das Hin- und Hersteigen an Deck bedarf auch seine Zeit.

Oben auf dem Deck, wo alle schnell untergebracht werden mühten, standen ein paar Schiffsarbeiter, die jeden der Männer, der nicht gleich Bescheid wußte, fahrt trugten, um ihn mit einem gelinden Stoß nach der richtigen Seite zu leiten. Als sie aber einen kleinen Mann, der mit einem amerikanischen Jüdelbart geschmückt war, ebenso anfassen wollten, so ber sie mit seinen grauen Augen durchdringend an: „Ich bin amerikanischer Staatsbürger!“

Damit marschirte er stolz in das Zwischenbeder hinein. Auch die deutschen Auswanderer wichen dem machinellen Griff aus und gingen ungeliebt auf ihren Platz.

Bei der Auswoh der Mühe im Zwischenbeder, das sich meist an der Spitze der Schiffe befindet, wo es eber gerade nicht am angenehmsten zu leben ist, gelangt sich ebenfalls die Kultur und der Wib, die leichte Passungsabe als das Ueberlegene. Der draubärtige Amerikaner und ein lodiger Galizier hatten gleich die besten Ecken die Luftsaften und geschicktesten Stellen im Zwischenbeder herausgefunden und belegt.

Als am Rotensandeleuchturm die Kajüt = Passagiere, die mit einem kleinen Dampfer nachkamen, auf das Schiff aingen, und als die meisten von ihnen weinten, während der kleine Dampfer in den Hafen, in der Heimath zurückkehrte mit den Verwandten, als er immer kleiner und kleiner wurde, auch da zeigte keiner der Zwischenbeder Schmerz oder Traurigkeit um das, was sie hinter sich liehen. Nur erkaunt haben sie zu den betrübten Passagieren empor.

Die Mehrzahl dieser Menschen, die zum erstenmal auf's Wasser kommen, sind ledige Männer und ledige Frauen. Auch eine geringere Zahl von Familien zieht mit jedem Dampfer hinüber. Und nicht selten kommt es vor, daß auch eine Mutter mit ihren Kindern allein doie Ueberfahrt mitmacht. Sie ziehen dem Mann und dem Vater nach, der schon vor Monaten ausgewandert ist und der nun seine Familie nachkommen läßt. Wie eine Madonna sieht eine solche Frau mit ihrem Säugling und den größeren Kindern da. Gerade, daß sie noch keine mobischen Hüte tragen, daß sie in einfachen Riteln stecken, gerade das erhöht die Schönheit, erhöht den malerischen Ausdruck der vielen Bilder, die diese Auswanderer bieten.

Auf hoher See verbringen viele ihre Zeit mit Schlafen. Es ist kaum zu glauben, was einzelne zusammen schlafen können. Besonders die Männer. Die Frauen erzählen sich schon lieber etwas. Und dann — die Kinder geben manches zu thun. So hat manche Frau Gelegenheit, sich zu beschäftigen. Wird es dieser oder jener Mutter zu viel, so springen andere Frauen hinzu.

Nach und nach entwickelt sich zwischen vielen ein inniges Verhältnis, bis sie bei der Ankunft in New York wie eine große Familie, wie eine geschlossene Gemeinschaft leben. Dort aber läuft dann alles sich auseinander, was eine Woche lang zusammen Freude und Trübsal, Sturm und Sonnenschein erlebt. In dem „vorläufigen Gewahrsam“, wo alle Auswanderer warten müssen bis eine Reihe Formalitäten erfüllt sind und bis sie, gegen Vorlegung ihrer Papiere, ihre Contrace und Baarmittel in die Ver. Staaten „eintreten“ dürfen, halten diese flüchtigen Bande noch ein wenig zusammen. Dem Unerfahrenen und Schwächeren wird geholfen. Die Stärkeren tragen das Gepäc von Raum zu Raum, und Rathschläge und Hoffnungen werden miteigetheilt. Hier und da streiten sich wohl noch einige um einen Weg, den ein dritter einschlagen soll. Wird aber erst von den Isolirungsräumen der Landungsstege hinübergeleitet auf die feste Erde, dann laufen alle auseinander. Jeder hastet rasch hinein in die neue Welt, mit glänzenden Augen; seine Pläne, seine Hoffnungen, seine Erwartungen sind in dem vor Erregung stiehernden Gesicht ausgedrückt. Nun ist die wochenlange Ruhe vorbei, und es gilt, die Wünsche in Wirklichkeit umzusetzen. Da hat keiner mehr für die andern Auge und Ohr. Eitends streben sie hinein in das neue Leben, riesiglicher und zukunftsroh. Aber mancher erbält auch da seinen schweren Bad Enttäufungen, an dem er reichlich zu tragen hat. Wie das eben in jedem Leben, in jeder Welt ist.

### Der Sergeant Hoff.

Am Paris ist am 29. Mai der Sergeant Hoff, 66 Jahre alt, gestorben. Wer war Hoff, „Le Sergeant Hoff“, wie er heils genannt wurde. Eine der populärsten Persönlichkeiten von Paris. Seit langen Jahren hütete er als Pförtner den großen Triumphbogen auf der Place de l'Etoile, und wer das napoleonische Ruhmesdenkmal bestiegen, hat auch die malerische Gestalt mit dem weißen Schnurrbart gesehen, die am Fuße der Wendeltreppe das Triangel für die oben genossene Aussicht erwartete. Dem Volke von Paris blieb der alte Pförtner beinahe so sehr bewußt wie die Sehewürdigkeit, die er besahe. Wie Laoutur der „erste Grenadier“, war Hoff der „erste Unterkofizier von Frankreich“. Nur hatte er seine Kriegsdorberien noch nicht ganz einwandfrei verdient, wie der Offizier Napoleonens. Er verdient eigentlich eher einen Platz in der Geschichte der Jagd als des Krieges. Während der Belagerung von Paris tödte er mehr als dreißig deutsche Soldaten. An der Nacht, hinterücks, mit dem Spürhinn und Scharfshinn eines Indainers schlich er sich an die abnungslosen Porposten heran und schoß sie ab wie Kaninchen. Das ist sein ganzes Heldenthum, das seitdem von ihm selbst mit einem fast leidenden Glanze umgeben wurde.

Er mußte seinen Ruhm auch sehr geschickt zu pflegen. Alle Augenblicke fanden lange Artikel in den Zeitungen über ihn und seine Thaten und erst kürzlich erzählte Nules Claretie im „Journal“ noch einmal die lange Geschichte mit neuen Anekdoten. Der französische General V. Grea hatte den Menschenjäger am 16. November als Lohn für seine Thaten vor der Front mit der Ehrenlegion geschmückt. Im deutschen Lager war man längst auf ihn aufmerksam geworden und sabndete nach ihm. Bei Champigny geriet er denn auch in Gefangenschaft. Aber Hoff war ebenso pfiffig wie tollkühn. Er gab sich als Sergeant Wolff aus und wurde in das Gefangenen-Depot Grimpert bei Köln dirigirt. Verdacht hatte man allerdings auf deutscher Seite gefaßt und es wurde eine Untersuchung über ihn in seinem Geburtsort bei Zabern im Elsaß eröffnet, wo man augenscheinlich bestärkte, daß es auch einen Unteroffizier Wolff im 3. Infanterie-Regiment gab. Jedensfalls gelang die Uff vollkommen und Hoff lehrte nach dem Friedensschluß unerkannt und unverfehrt nach Frankreich zurück.

### Pech.

A.: Freund, was machst Du denn heute für ein muthiges Gesicht? — B.: Ach, denke Dir mein Pech. Ich träumte diese Nacht meine Erliebte sei gestorben und sie habe mich zum Univerfalerden eingeseßt. Meine Freude darüber war natürlich riesengroß! Ich eile also zum Begräbnis und betam, als die Engelskute unter der Erde ruhte, anfangslos die Erbschaft auszugeben. Ich sage Dir, ein Sach voll Geld war es! — Vergnügt eile ich zur Bahn, um wieder heimzufahren. Schon tauchen in der Ferne die Thürme der Heimathstadt auf — da höre ich plötzlich ein großes Pfeifen — das zwischen gellen laute Angstrufe — ein fürchterlicher Krach — und ich werde munter! — A.: Und von der geträumten Erbschaft war natürlich nichts zu sehen! — B.: Ach, höre nur weiter! Als ich traumbetoren um mich schauete, da ist's mir, als ob mein Blut gerinnit! Ich liege Dir nämlich in den Trümmern meines zusammengebrochenen Bettes und vor mir steht hochaufliegend — der Gerichtsvollzieher!

### Scherfrage.

„Von wem kann man behaupten, daß er seine Zeit wirklich verhanen habe? Von dem Dienftmann, der den ganzen Tag ohne Auftrag geblieben ist.“